

Die Schulprüfung

Von Maria Meyer

Damals wußte man im Schulhaus doch, warum so viel Plage, Mühe, Eifer im langen Jahr. O sicher, man war von ganzem Herzen rein selbstverständlich Lehrer, Lehrersfrau, Lehrerskind so gut und schön man es nur zu sein vermochte, und die Schüler, die jungen, dem Schulhaus anvertrauten Menschen, die mühten tüchtig werden, „nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft“; so hieß des Lehrers Leitspruch. Um dies ging es. Aber nicht nur um dies! Da war noch etwas Schönes, Ernstes, Feierliches beigegeben, der Schlußtag, die Schulprüfung — Alle Kurse nahmen an ihr teil, von den ganz Kleinen angefangen bis zu den Ausstretenden, und dann erst die Feiertagskinder. Der Lehrer war an dem Tag im schönsten Anzug, die Kinder auch sonntäglich hergerichtet, man kam an diesem Tag in Strümpfen und Schuhen, das Haar straff gekämmt und eingefeitet, die kleinen Verndl hatten feiß absteigende Zöpfe, statt des Wollfadens ein Bandmädchen um den Zipf des Zopfes gewunden. O, es gab Herzklopfen und Kengle an diesem Morgen, wenn aber einmal die Schulmesse im besten Gange war, glaubte man es schon gewonnen. Fröhlich klangen die Lieder. Man sang sich Mut. Der Herr Schulinspektor selbst las die Kindermesse. Als die Herren dann eine Weile in der Saalstraße beisammen standen, gab es gleich Rühmen und Lobsprüche über die gutgeschulten Stimmen dieser Bauernkinder. Später kamen die anderen Lieder an die Reihe, die schelmischen, die heimatlichen, die wälderländischen. Ueber den Kirchhof brauste der Sang. Es war damals noch kein Turnen eingeschleht auf dem Lande, aber der Lehrer übte es schon mit den Vätern, in starrer Ordnung verließen sie ihre Bänke und den Schulsaal und machten die Freilübungen auf dem Plage. Und so zwischen Lied und Spiel kam das andere, das Schwere, das Rechnen, die Geographie, Herrgott, Keil! war es nicht, wenn außer dem eigenen Lehrer und dem Piarer und dem Schulinspektor noch hiesige auswärtige Schulleute herumjagen und standen, und der Bürgermeister und der Bezirksamtmann!

Auf die Mädchen hatte der Prüfungstag einen besondern Glanz, die Handarbeitsausstellung. Handarbeitsunterricht gab die Frau Lehrer. Sie bezog auch ein Gehalt dafür, 20 ganze Mark im ganzen Jahr. Auf einem Auszugstisch, der an der hinteren Wand stand, lag alles ausgebreitet. Kein, nicht alles. Mit dem Schönen, mit den Brunnstücken war die Wand noch behängt. Auf dem Tisch lagen die gestrickten, rotumhüllten Wollklumpen der Abschühnen, die Wertstücke mit den bunten Kreuzstickerellen und die langen Streifen mit den feinsten Mustern der Fortgeschrittenen; ein Berglein Strümpfe war aufgehäuft, blaue und farbig, auch weiße Strümpfe, aber nicht nur so einfach hingestrickt, sondern in kunstvollen Mustern — gestreift, gewirkt — und mit niedlichen, allhernden Verleihen eingemerkelt. Die Großen hatten Hemden genäht aus verhem Bauernleinen, Sammetpantoffeln mit Kosen und Bergschneide bestickt; besonders geschickte Hände hatten Spitzen gekloppt, ja, manchmal lag eine schöne Altarspitze gefaltet oder gefloppelt, ein Spitzenbelag für einen Chortisch dabei. An der Wand hing die mit Reih und Engels ausgemähten Verleihen, Altardecken für eine der kleinen Kapellen, die in den Dörfern zwischen den Bauernhöfen stehen, Strohdächer, geformt wie Sterne, waren um rasierte Engelsköpfe geflochten. Aber all der Kram, der etwas später so modern wurde, Verleihen und bestickte Zeitungshalter, alle die Käufer und Schöner und Dackeln waren noch allfürlich fern.

Bei der Prüfungstag, er verdiente es doch, daß man so viel umtat mit ihm. Die guten Kleider, die feierlichen Gesichter, die Kränze, die vor den Fenstern hingen, und die Girlande um die Türe. „Willkommen“ hieß es in einem Rahmen aus Tannengrün. „Willkommen!“ Der Lehrer hätte fast lieber „Lebt wohl!“ gewünscht. Nicht wegen der Prüfungskommission, sondern für seine Schüler. Die Großen verließen ihn. Die

Väter und Mütter. Die Mütter überhaupt für immer, denn nun war das Mädchenschulhaus fertig, im nächsten Schuljahr gab es für sie Fräulein Lehrerinnen. Den austretenden Müttern schenkte er jedem einen jungen Obstbaum, ein Apfelbäumchen, ein Birnbäumchen oder ein Zwetschgenbäumchen. Daran würden sie lange Freude haben, ihre Weiber noch an dem Obst für die Küche, und sie selbst lobten sich einst den Most und würden ihn trinken auf des alten Lehrers Wohl, unter dem Schatten der Bäumlein würden einst ihre Kinder spielen, ihre Enkel. Der Lehrer sagte so ähnlich bei der Ansprache am Schluß. Die Mütter reisten sich stolz und feierlich, die Mädchen zogen die Kostücher oder wuschen mit den Schürzleinen um die Augen. Den austretenden Mädchen schenkte die Frau Lehrer einen großen Knäuel farbiger Wolle. Fürs erste Kinderbäckchen, dachte sie, aber das sagte sie nicht.

Wenn der amtliche Teil der Prüfung vorüber war, kam noch der behaglichere, private. Fremde Lehrersfrauen, die Frau Bezirksamtmann — sie wir mit ihrem Herrn vom nahen Ort tranken Kaffee im Schulhaus. Im schönsten handbemalten Geschloß wurde der Kaffee angerichtet. Guckhupf und Zwetschgen, Apfelkuchen und anderes mehr waren geboten. Die Lehrersfrau schickte ihre Kinder um die Ecke hin und her, Kram und Brot und Butter holen. Aber dann lagte Frau Bezirksamtmann zur Lehrerin: „Nimmends schmeckt der Kaffee so gut wie bei Ihnen, Frau Lehrer!“ Und sie lobte die Geschicklichkeit der älteren Tochter. Frag nach dem Marierl im Kloster, nach dem Franzerl und Otto. Eine der Frauen kopfte Gucki auf die heiße Wacke, tätschelte über den kurzen, braunen Zopf der Tilde. — Hernach saßen sie noch eingehend die Handarbeiten drüben im Schulsaal durch.

Der Lehrer sah derweil mit den Herren „auf der Post“, froh eines Jahres Ergo und Glück schön zum Abschluß gebracht zu haben. Erst wenn die Sterne am Himmel standen, mußte der Posthaltersnecht anlangen, die Wagen zu bespannen.

Aus der Tiefe

Wie darf ich mich, o Gott, dir nah'n,
Verstrickt in soviele Sünden,
Ich hab' mein' Seel' um nichts vertan,
Woll' sie nun wiederfinden.

Wie glühend Feuer, schneidend Eis,
Bedrängen mich Gewalten,
Umhingt mich der Schreckenkreis
Dämonischer Gestalten.

Entzieht du mir dein Angesicht,
Nur ich in Qual verderben
Und seh'n das jüde Freudensicht
Der Ewigkeit hinterben.

O meiner Wunden Wirrnis laß
Den Quell der Brust aufschließen,
Das schuldige Herz im Tränenrauh
Der Neue ganz zerfließen!

Sieh an die kumme Kampfeonot
Emporgerung'ner Hände,
Bernimm den Schrei aus Nacht und Tod:
Herr, deinen Engel sende!

Dina Cardot.

Parabel von den vergangenen Dingen

Von Josef, dem Weissen.

Ich ging eines Tages in einer Straße der Stadt, wo ich wohne, und da kam ein Kraftwagen von gewaltigen Pferdeträften die Straße herab. Und es war ein Kraftwagen, dem man es ansah, daß er einem reichen Manne gehörte. Und er fuhr zum Strajenrand, und der Mann, der ihn führte, sprang heraus.

Und er ergriff meine Hand und sprach: „Ich kann nicht vorübersahren, ohne zu halten und dir für den Brief zu danken, den du mir geschrieben hast. Denn, wahrhaftig, er kam zu einer Zeit, da mir ein Wort der Ermütigung mehr als willkommen war. Das Unglück, das mich betroffen hatte, war groß, und es schien, daß meiner Freunde nur wenige waren, wenn ich überhaupt welche hatte.“

Und er hielt meine Hand und schüttelte sie warm.

Und ich erkundigte mich und fragte: „Wo wohnst du?“

Und er sagte: „Ich wohne etwa fünfzig Meilen von hier in einer Stadt, und es geht mir gut. Und heute hatte ich in der großen Stadt zu tun, und ich sah dich, als ich diese Straße durchfuhr, und siehe, ich erinnere mich genau, wie gut mir dein Brief getan hat!“

Und ich sagte ihm: „Gib mir, ich bitte dich, deine Geschäftsarte, auf daß ich deinen Wohnort und deine Beschäftigung in Erinnerung behalten möge!“

Und er suchte in seiner Tasche herum und sagte: „Ich habe keine Karte, aber wir werden einander nicht vergessen! Und wenn du je einen Freund brauchen solltest, dann rufe mich!“

Und ich würde nun den vierten Teil eines Scheitels geben, um zu wissen, was ich für ihn getan habe.

Und es ist mir schon früher ein- oder zweimal ähnlich ergangen. Ich hatte ein gutes Wort gesprochen und war meines Weges gegangen und hatte es wieder vergessen. Und es hatte mich so wenig gekostet, daß ich gar keine Erinnerung daran bewahrte. Aber später hatte ich gefunden, daß es in der Brust eines Menschen, der es gebraucht hatte, wohnen geblieben und dankbar gehütet worden war.

Und wenn ich von solchen Dingen erzähle und bedenke, wie wenig die guten Worte kosten, und wie die Briefe der Teilnahme oder der Ermütigung nur ein liebevolles Geocenten und eine Briefmarke kosten, dann wundere ich mich, daß ich solche Dinge nicht öfter tue.

(Aus dem Amerikanischen von Max Havel.)

Kämpfe von Fliegern mit Adler. — Die großen Steinadler, die Könige der Luft, die im Berner Oberland kürzlich wieder Bauern und Waldhüter angegriffen haben, bedeuten auch eine Gefahr für die Flieger, die über Hochgebirge ihren Weg nehmen. Eine große Anzahl von aufstrebenden Abenteurern, die Flieger mit diesen Tieren zu bekämpfen hatten, sind bereits betannt geworden, wie Harry Harper in einem englischen Blatt hervorhebt. Besonders gefährlich sind die Gebirge Griechenlands, deren Adler hoch in den Lüften die Flugzeuge beunruhigen. So wurde kürzlich ein Flugzeug von mehreren dieser Kleinvögel angegriffen; ein Adler stieß gegen den Propeller und wurde getötet, beschädigte dabei aber die Maschine so, daß der Flieger zu einer Zwangslandung genötigt war. In einem anderen Fall, in dem ein Pilot von einem Adler angegriffen wurde, erlitt das Flugzeug solchen Schaden, daß nur ein höchst gefährlicher Abstieg dem Flieger noch Rettung brachte. Nächt den griechischen Gebirgen ist die Adlergefahr in den Pyrenäen am größten. Bei einem Fluge von Paris nach Madrid begleitete kürzlich ein riesiger Adler längere Zeit das Flugzeug und umkreiste die Maschine, wie wenn er die verwundbarste Stelle des seltsamen Eindringlings ausfinden wollte. Eine Bewegung, die der Flieger mit dem Kopf machte, fiel dem Vogel auf, der nun auf ihn losstieß. Der Pilot aber hatte bereits vorher seinen Revolver hervorgezogen, und als der Vogel sich näherte, schoss er auf ihn. Er traf zwar den Adler nicht, aber erschreckte ihn doch so, daß er umdrehte und majestätisch davonflog.

Zur wahren Urkunde dessen Matthias Schwundl, Grundrichter allda.

„8. May 1806.“

Der Schullehrer Franz Schubert. Wie gut hatte er seinen Sohn, den kleinen Franzl, der schon als dreijähriger Bub so gern auf dem Klavier kimperte, behandelt!

Grillparzer sah trübenden Auges auf und hinaus durch die Fenster in die Dunkelheit.

Eben hatte die Glocke der Lichtenthaler Kirche angeschlagen; dort war die erste Messe des siebzehnjährigen Schubert ausgeführt worden. Die Theresie Grob, ein sechzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines Seidenfabrikanten, hatte damals gesungen. Und Franzl hat sich die Kest gut angehört, aber auch gut angekauft: wollte er sie doch heiraten.

Da hing ja ein Bild von ihr mit einer traurigen Unterschrift: Theresie Grob, verheiratete Bergmann, 1798 bis 1875. Das Bild zeigte sie schon als Frau: breitschultrig, schwarzes Haar zu einer Gugel geschlungen, einen weißen Spitzenschal um die Schultern, mit einem gutmütigen Gesicht und schwermütigen Augen.

Schubert hatte die Kest nicht bekommen, weil er, wie er einmal Grillparzer erzählte, keine Anstellung finden konnte, die sie beide versorgt hätte. Drei Jahr lang hatte sie gewartet, dann heiratete sie den, der ihr vom Herrn Vater bestimmt wurde.

Ja, ja, der verschwenderische, selige, und doch so arme Franzl! Da in den Wirtnen lagen hunderte Noten, ganze Notenbücher, von seiner Hand, sehr kräftig, sehr selbstbewußt geschrieben: Messen und Singspiele, Opern und Lieder, Quartette und Chöre.

Immer oben links das Datum, in der Mitte der Titel und der Autor des Textes und rechts oben der Name Franz Schubert. Und daneben stand ein Kasten. Da lag, unter Glas, eine weiß, braune, gewellte Haartode. Dazu eine Urkunde, mit der bezugt wird, daß diese Tode von dem f. u. l. Rechnungsrat in Venedig Andreas Schubert als eine Tode von dem Kopfe seines Bruders Franz bezeichnet wird.

Da lagen auch Schuberts Brillen: in Blei gefaßt — die Fassung ist arg verbeult — das rechte Glas mitten entzwei-geprungen.

Daneben eine Gitarre. Schubert war auch im Gitarrenspiel ein Meister. Auf dieser Gitarre, Grillparzer erinnerte sich noch genau, hatte er einst das Lied angestimmt: „Horch, horch, die Verch' im Ketherbau.“

Der alte Herr wurde so von den alten Erinnerungen übermannt, daß er fassunglos zu weinen begann und die traurige Stätte verlassen mußte.

Als er auf die Straße kam, da lehnte drüben der Judenbäcker mit seiner weißen Schürze an der Türe und sah gespannt und neugierig auf den mühsam schreitenden alten Herrn herüber.

Grillparzer war in tiefes Sinnen gesunken. Wie war die Welt arm geworden, seit dieses Lichtwunder nicht mehr da war.

Da draußen in Währling lag der arme einunddreißigjährige Franzl in einem dunklen Grabe und wäre vielleicht heute noch am Leben, wenn der arme Teufel nicht gar so viel hätte hungrig müssen.

Dieser königliche Lieberfürst, und war so arm; nichts war da, als er starb, als eine Hofe, drei Paar Soden und eine Brille.

Ja, das war ihm hier passiert, dem armen Kerl, mitten in der Stadt der Lieder, in der Stadt mit dem goldenen Herzen. Psui Teufel! Und Grillparzer spuckte kräftig aus.

Jetzt redte sich der alte Herr und schritt straffer aus. Hinüber wollte er noch nach der Kirche.

Er stieg langsam die schmale, wackelige Himmelförstiege nach Lichtenthal hinunter. Kleine, enge Gassen, zwischen den Fugen der hölzernen Mauersteine trübennige Grasbüschel.

Schmiedeeiserne Laternenarme und Handwerkszeichen ragten aus den grauen Mauern der ebenerdigen und einstöckigen Häuschen hervor, ganz fern pfliff ein Zug, wie die Stimme aus einer anderen Welt.

Nun kam er zur Lichtenthaler Kirche, der Kirche zu den vierzehn Rotheltern. Groß, breit fand sie da. Sie war von allen Höfem der Umgebung am besten erhalten. Die Lichtenthaler waren ja reiche Leute gewesen, die sich eine solche Kirche leisten konnten.

Als der alte Herr die Kirche betrat, wurde eben der Abendlegen abgehalten. Sechs Kerzen brannten am Altar. Die Orgel klang.

Grillparzer setzte sich in eine Bank, schloß die Augen und wieder zogen die Bilder der Jugend an ihm vorbei: Vater Schubert, seine Frau, der kleine Franzl als Sänger, als Musiker, dann als Komponist. Theresie Grob. Sie mochten sich vielleicht nur einmal in der Woche in der Kirche gesehen haben, dann Schuberts erste Messe, die da ausgeführt wurde, und schließlich, als die Kest mit einem anderen in dieser Kirche gestraut wurde, da hatte Franzl hinter dem eisernen Beischluß, der da gleich bei der Tür stand, versteckt zugehört; wie oft hatte er das nicht Freund Grillparzer erzählt!

Und wie er so sann, da begann die Orgel leise zu präulieren.

Es schien ein tüchtiger Mann da oben auf der Orgelbank zu sitzen, der sich Schuberts Musik ganz zu eigen gemacht hatte. Denn es klang eine Melodie auf, die allen Frost tilgte, alles Weh leichter machte, die so warm war, so über seliges Hoffen warm, daß sie den alten Herrn mit einem ätherartigen Band umwand, das ihn ruhig und fast ruhig werden ließ.

Was da in Tönen klang, war nicht mehr Melodie und Wohlklang, das war umarmendes Leben, wie es nur aus langen Entbehren erblühte, das war eine Sehnsucht von so himmlischer Zartheit, wie sie nur aus Oede und Grauen erwachen konnte. . .

Grillparzer erhob sich langsam, sah umher, atmete den Weibrauch ein und ging wie ein Traumwandelnder die Treppe hinab.

Das erste deutsche Chortonzert in Warschau. — Auf Veranlassung des Direktors der Warschauer Philharmonie, Chojnacki, der schon in den ersten Jahren nach dem Krieg deutsche Künstler nach Warschau einlud, hat dort der Rattomischer Meisterchor unter Leitung Prof. Fritj Dubricks die H-Ross-Messe von Bach in deutscher Sprache zur Aufführung gebracht. Das Konzert, dem der polnische Außenminister Jaleski und der deutsche Gesandte Kaufher mit ihren Gattinnen bewohnten, hatte großen Erfolg.